

Gedenk-Kolloquium für Prof. Dr. Rudolf Große und Prof. Dr. Gotthard Lerchner

Denkstil und Sprachstil

Dank

Dieser Vortrag ist ein Dank an Gotthard Lerchner, den ich als Studentin, als Mitglied seiner Forschungsgruppe in Halle und später als Kollegin in Leipzig immer bewundert habe. Ein Dank nicht allein für seine wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch für seine Menschlichkeit und Lauterkeit.

Exposition

Lassen Sie mich aber zunächst von Lerchners Szenerie Halle und Leipzig auf eine ganz andere Szene umschwenken, nämlich nach Göteborg 1941. Am 20. Mai startete das wahrscheinlich letzte Schiff, das Emigranten aus Schweden in die USA bringen sollte. Auf diesem Schiff, einem schwedischen Frachtdampfer, befanden sich der deutsche Philosoph Ernst Cassirer und der russische Linguist Roman Jakobson mit ihren Frauen. Sie hatten sich vorher nie gesehen. Cassirers Frau Toni berichtet in ihrem Erinnerungsbuch (2003, 284ff.), dass es nach der gegenseitigen Vorstellung keine Viertelstunde gedauert habe, bis Jakobson und Cassirer in ein wissenschaftliches Gespräch vertieft waren, das mit Unterbrechungen fast die gesamten, nicht ungefährlichen 14 Tage der Überfahrt dauerte. Gern wüsste man, was da beredet wurde.

Zwei Gelehrte – Jakobson und Cassirer – für längere Zeit auf einem Schiff – in diese Situation, so habe ich mir bei der Lektüre gedacht, müsste man auch andere Wissenschaftler einmal versetzen. Freilich in friedlicheren Zeiten. Es wäre interessant zu sehen, was dabei an Ideen herauskäme. Aber ehe ich diesen Gedanken heute ausführe, muss ich Sie noch einmal in eine ganz andere Situation versetzen, nämlich – wesentlich weniger aufregend – nach Mannheim im Jahr 1994.

Am Institut für deutsche Sprache in Mannheim finden jährlich große internationale Tagungen der germanistischen Sprachwissenschaft statt. Im Jahr 1994 lautete das Thema der Tagung „Stilfragen“. Die Entscheidung wurde damit begründet, dass es einen Widerspruch gebe zwischen der deutlichen Distanz der modernen Sprachwissenschaft zur Stilistik und dem praktischen Interesse, das bestimmte Berufsgruppen an der Klärung von Stilproblemen haben.¹

¹ „Widerspruch zwischen der ‚Distanz‘ der modernen Linguistik zum Phänomen ‚Stil‘ und dem besonderen Bedarf bestimmter Berufsgruppen an der Klärung von Stilfragen“. So in der Zusammenfassung der Tagung auf der Website des IdS: <http://www.idsmannheim.de/org/tagungen/tagung94.html>.

Man wird dabei an Lektoren, Lehrer, Journalisten und ähnliche Berufe gedacht haben. 600 Teilnehmer aus dem In- und Ausland nahmen, so heißt es im Bericht, an dieser Tagung teil. Das zeigt, dass die Distanz zum Thema ‚Stil‘ doch nicht so groß war, wie von den Veranstaltern angenommen, und dass es den vermuteten Bedarf an Wissen über Stil tatsächlich gab. Allerdings waren und sind die Vorstellungen vieler Angehöriger der Zunft Germanistik – so auch der damaligen Zuhörerschaft – von dem, was Stil ist, ziemlich konservativ. Sie nahmen die Möglichkeiten einer modernen Stiltheorie nicht wahr. Stil galt und gilt teilweise immer noch als der – eigentlich überflüssige – Schmuck der Rede durch rhetorische Zusätze, als ein Phänomen, dem man mit streng linguistischem Vorgehen ohnehin nicht beikommen kann und dem nachzugehen sich auch kaum lohnt. Die damals schon – nicht zuletzt von Gotthard Lerchner – entwickelte Theorie des Faches war den meisten nicht oder kaum bekannt. Das heißt, sie hatten sich nicht bewusst gemacht, dass auch die Form eines Textes zeichenhaft wirkt, dass auch sie etwas zu sagen hat.

Nicht nur das WAS eines Textes, sein *Inhalt* (*das worum es geht*), sagt uns etwas, so Gotthard Lerchner. Auch das WIE, die *Form* sprachlichen Handelns, teilt uns auf einer sekundären Bedeutungsebene etwas mit. Wir erhalten durch sie zusätzliche pragmatische oder/und ästhetische Informationen, z. B. über die Einstellung des Schreibers zu seinem Adressaten, zu seinem Gegenstand (emotional oder distanziert?) und zum Sprachgebrauch selbst (sachlich oder expressiv). Interessanterweise wird die Kategorie ‚Stil‘ als Gestalt von anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen und auch von sozialwissenschaftlichen aber sehr ernst genommen wird. Das betrifft u. a. die Fächer Kulturwissenschaft, Kunstgeschichte, philosophische Ästhetik und vor allem Soziologie. Und auch in Medizin, Mathematik und naturwissenschaftlichen Fächern spielt die Vorstellung von ‚Stil‘, nämlich von der Form des Denkens, eine nicht zu übersehende Rolle. Offensichtlich brauchen die Fächer diese formbezogene Kategorie für die Verfolgung ihrer Erkenntnisziele.

Explikation: Lerchner

Zurück zur Mannheimer Stil-Tagung. Lerchner war um einen Hauptvortrag zur historischen Stilistik gebeten worden, war also deutlich als Sprachhistoriker und Stilexperte gefragt. Sein Thema lautete denn auch „Stilwandel“. Anders als man vermuten konnte, war der Vortrag jedoch nicht sprachhistorisch angelegt. Lerchner betrachtete seinen Gegenstand vielmehr unter theoretisch-semiotischem Aspekt. Das musste überraschen, kannte man doch bei der Betrachtung historischer Veränderungen von Stilen eher empirisch-philologische, sprachhistorische Arbeiten am sprachlichen Material ohne ausgebauten theoretischen Hintergrund (z. B. August

Langen: Der Wortschatz des deutschen Pietismus, 1954). Nun argumentierte Lerchner nicht nur überraschenderweise stiltheorie- und zeichenbezogen, er plädierte zudem dafür, sich erstens mit der Existenz und dem Wandel von ‚Zeit- und (Kunst)Epochenstilen‘ zu befassen und sich zweitens darüber hinaus auch mit dem Vorhandensein von ‚Denkstilen‘ auseinanderzusetzen. Das war unerwartet und sicher auch riskant. Riskant angesichts der herkömmlichen, durchaus begründeten Skepsis gegenüber der Idee, man könne eine historische Zeit bzw. eine Kunst-epoche nach ihrem Stil, also nach den Formen ihrer Hervorbringungen, ihrer Artefakte, erfassen. Dass dieser Gedanke zudem auch für die Art des Denkens gelten sollte, worauf Lerchner mit der Kategorie ‚Denkstil einer Zeit‘ hinwies, war noch verwegener. Die Kategorie ‚Denkstil‘ existierte in jener Zeit in der Sprachwissenschaft nicht einmal als Hypothese.²

Während damals über Denkstil also noch gar nicht gesprochen wurde, war die Vorstellung, dass es Zeit- und Epochenstile gibt, als Hypothese durchaus seit langem im Gespräch – allerdings in einem kritischen. Kritisch deshalb, weil die Annahme eines solchen Stils auf einer unsicheren Basis zu ruhen schien. Es setzte ja voraus, dass es abgrenzbare Perioden in der Geschichte und in der Kunst- und Literaturentwicklung gibt. Das ist aber, wie man weiß, nicht so einfach. Im 19. Jahrhundert z. B. sehen wir uns verschiedenen, durchaus nebeneinander existierenden Kunstrichtungen gegenüber: Vormärz, Biedermeier und Restauration oder später Naturalismus und Realismus. Man müsste nun entscheiden können, welcher der jeweiligen Richtungen die Stilmerkmale zu entnehmen sind, die als epochentypisch gelten sollen. Man müsste auch festlegen können, wann genau eine Kunst-epoche einsetzt und wann genau sie endet. Wir kennen aber Früh- und Spätphasen, haben es also auch mit dem Phänomen der Übergänge zu tun. Eine Abgrenzung stellt sich damit als sehr problematisch dar. Als ebenso problematisch galt die Annahme eines Zeitstils. Es war im Blick, dass zeitliche Zäsuren und politische Perioden nicht unbedingt zusammenfallen und dass sich eine solche – ohnehin schwierige – Periodisierung nicht mit Stilausprägungen decken muss. Als ein Beispiel kann die Auseinandersetzung darum stehen, wie man das 19. Jahrhundert periodisch einteilt. Historiker sprechen vom „langen 19. Jahrhundert“. Das heißt, die Grenzen jener Epoche werden nicht in den Jahreszahlen 1800 und 1900 gesehen, sie sind vielmehr an den epochalen Zäsuren 1789 und 1918 orientiert.³ Nicht immer wird man über die Festlegung, welches denn epochale Zäsuren sind, Einigkeit erlangen

² Wenn man davon absieht, dass es im „Kleinen Wörterbuch der Stilkunde“ von Siegfried Krahl und Josef Kurz einen kurzen Abschnitt zu ‚Denkstil‘ gab. Es hieß dort: „Denkstil: Hilfsbezeichnung für die Form der gedanklichen Komponente sprachlicher Äußerungen, in Abgrenzung von der sprachlichen Aussageweise, dem Sprachstil [...]“.

³ Der Sprachhistoriker Karlheinz Jakob (2000, 105) sagt dazu: „Sprachgebrauch der Historiker ist es, vom ‚langen 19. Jahrhundert‘ zu sprechen, womit ausgesagt werden soll, dass sich die Grenzen jener Epoche sinnvollerweise weniger an den Jahreszahlen 1800 und 1900 orientieren sollten, als vielmehr eher an den epochalen Zäsuren 1789 und 1918.“.

können. Und es liegt auf der Hand, dass das „lange 19. Jahrhundert“ durch verschiedene Stile geprägt war (wie schon gesagt). Der Streit darum, ob es Epochen- und Zeitstile gibt bzw. ob der Umgang mit diesen Kategorien Sinn hat, ist längst nicht beendet. Diesen vielen Unsicherheiten steht aber offensichtlich die von uns allen erlebte Sicherheit gegenüber, dass es so etwas wie typische Stilmerkmale einer Epoche doch gibt. Ich meine damit, dass es möglich ist, Artefakte wie Gebäude, Bilder, Kompositionen, Kostüme und Texte als Hervorbringungen einer bestimmten Zeit bzw. Epoche, z. B. des Biedermeier zu erkennen, wie es z. B. Friedrich Sengle in seinem dreibändigen Werk (1971/1972/1980) „Biedermeierzeit“ beeindruckend gezeigt hat.⁴

Hier nun setzte Lerchner an, indem er einen übergeordneten, nämlich einen semiotischen Blick auf das Phänomen ‚Stil‘ richtete. Er ging erstens davon aus, dass Artefakte einer Kultur in ihren Form-Ausprägungen/Stilen Zeichencharakter tragen, dass sie also etwas mitzuteilen haben. Zweitens stellte er fest, dass das Semiotische/Zeichenhafte nicht nur für sprachliche Texte gelte, bei denen man das angesichts der Sprachzeichen, die sie konstituieren, landläufig erwartet. Es gelte vielmehr für Artefakte aller Sparten einer Kultur, seien es Gebäude, Gemälde, Musikstücke, Gewänder oder Texte. Sie alle haben zeichenhaften Charakter und sagen – auch in ihrem Zusammenwirken – immer etwas aus über ihre Zeit. Drittens hob er hervor, dass der Gebrauch aller dieser Zeichen einem ‚Zeitstil‘ folgt. Damit sind wir bei der Denkfigur angelangt, um die es mir heute geht.

Explikation: Möbius

Lerchners Gewährsperson, auf die er sich in seiner Argumentation immer wieder bezieht, ist der Jenaer Kunsthistoriker Friedrich Möbius. Er vertritt die darstellende Kunst v. a. die Architektur sakraler Bauten. Bei künstlerischen Hervorbringungen seien einheitliche Prinzipien, so Möbius (1987), wie z. B. Strukturen, Topoi, Analogien, Figuren wirksam. Für deren Umsetzung gebe es Konventionen, Moden, Handlungsmuster, Verfahren, Stilelemente, die es zu befolgen und zu nutzen gelte. Diese seien für eine bestimmte Zeit wirksam und werden irgendwann von anderen abgelöst. Der gemeinsame Bezug für all dies – von übergeordneten Prinzipien bis zum Stilelement – ist nach Lerchner der „Denkstil einer Zeit“ (Lerchner 1995, 98; 2002, 289). Die Formbestimmtheit von Artefakten, so sagt er, müsse man in Bezug sehen zu ihren

⁴In der Geschichte der Kunst und Literatur lässt sich ein fortwährender Prozess der Umrüstung des künstlerischen „Formenapparats von Epoche zu Epoche“ feststellen (Möbius 1984, 13). [...] der Begriff ‚*Epochenstil/Zeitstil*‘ rechtfertigt sich nicht allein dadurch, dass sich für einzelne Epochen unbestreitbar charakteristische Stile ausmachen lassen, sondern auch dadurch, dass sich der spezifische Stil einer Zeit maßgeblich zur Definition einer Epoche heranziehen lässt. (Müller 2009, 1283).

Inhalten, die wiederum allesamt Widerspiegelung ihrer Zeit sind. Das ist es, was Lerchner mit der Bezeichnung ‚Denkstil einer Zeit‘ meint. Auch die Organisation von Weltansicht oder Weltwissen, so sagt er, das also was wir wissen und wie wir es wissen, habe Stil. Wenn dem so ist, kann man konsequenterweise nicht umhin, die Gestaltungsweisen, die Stilsysteme der einzelnen Künste, aber auch nichtkünstlerische Äußerungsformen, wissenschaftliche Texte z. B., zu einem der gesamten Epoche eigenen Stil, eben zum Denkstil einer Zeit, in Beziehung zu sehen.⁵ In Lerchners Modell von Stil ist das der Fall. Für ihn stehen alle stilistischen Phänomene, gleich ob Farben, Strukturen, Töne, Wörter,⁶ im Verhältnis zueinander und im Verhältnis zu ihrer Zeit. Mit seinen Worten: Sie drücken die „gleiche Weltansicht“ aus (Lerchner 2002, 291).⁷ Beispiele aus der Kunstgeschichte gibt Möbius (1987, 479f.). Er führt u. a. das Muschelornament an, das als Generaltopos des Rokoko sowohl in der Stuckdekoration der Schlösser als auch in der Täfelung der Räume sowie in der Gestaltung des Silbers und Porzellans zu finden ist. Er sieht es sogar in der Art, wie Personen sich zu bewegen und den Degen zu tragen hatten. Und schließlich auch im Hin und Her der Bewegung am Ort, wie sie sich in der schriftlichen Schilderung z. B. schon durch die Verwendung intransitiver Verben ausdrückt (Verweis auf Staiger 1961).

Zurück zur Sprache: Möbius (ebd., 473) richtet seinen Blick auch gezielt auf die Sprache und beobachtet die Existenz „bildhafter Sprachfiguren“, nämlich solcher Topoi wie *Oben und Unten, Groß und Klein, Vorn und Hinten, Nähe und Ferne*, die sich in unserem Sprachgebrauch in Wendungen wieder finden lassen wie z. B. „*Wir hier unten – die da oben*“. Der Gedanke, der dieser sprachlichen Wendung zugrunde liegt, lässt sich, so Möbius, in der Struktur der Architektur, z. B. in der von Kirchen, wiederfinden. Diese Sprachfiguren, so sagt er, existieren aber noch „weit vor jeglicher poetischer Überhöhung“, also weit vor der künstlerischen, z. B. architektonischen Umsetzung. Es sind vielmehr Grunderkenntnisse, „die sich auf die menschliche Existenz beziehen“. Beim Gebrauch der Wendung „*wir hier unten – die da oben*“ drücken wir eine allgemeine, existenzielle Sicht auf unsere Wirklichkeit aus. Wir verfügen über „ein ganzes Netz solcher bildhafter Sprachfiguren“, die „schnelle Orientierung“ ermöglichen und „unser Verhalten in der Welt“ (ebd., 472f.) leiten. Möbius stellt nun einen Zusammenhang her zwischen diesen Topoi als Strukturen des Problemdenkens“ (ebd., 474) und den „sinnlich-optischen Verhältnismarkierungen von Oben und Unten, Groß und Klein, Vorn und Hinten [...], die die Kunst analog dazu zur Verfügung stellt“, z. B. in der Architektur die Höhe, Breite und

⁵ Diese Gedankengänge werden in dem Aufsatz „Stilistische Solidaritäten. Stilgeschichte zwischen Literatur- und Sprachhistoriographie“ (1996) weitergeführt.

⁶ Unabhängig also von den Unterschieden in ihrer ‚Ausdrucksmaterie‘ (Hjelmslev 1974).

⁷ Ich füge hinzu: oder eine Abkehr von ihr bzw. eine Auseinandersetzung mit dieser Weltansicht.

Tiefe eines Gebäudes (ebd., 437). Welches dieser Verhältnisse nun dominiert, z. B. die Semantik von *Oben und Unten*, gehöre zum semantischen „Grundinventar“ einer Zeit und drücke unsere Position in der Welt aus. *Himmel und Erde, Gott und Mensch, Herrschaft und Volk* („*die da oben – wir hier unten*“).

Bezogen auf den sprachlichen Text, also auf sein Metier, heißt es bei Lerchner, der Text sei die Schnittstelle zwischen dem kulturellen Wissen (dem „semantischen Grundinventar einer Zeit“) und den sprachlich-textlichen Strukturen, also zwischen der Inhaltsebene, dem Denkstil, und der Ausdrucksebene, dem Sprachstil.⁸ Als Lerchner das schreibt, ist, wie schon gesagt, der Begriff des Denkstils in der Sprachwissenschaft noch nicht im Gebrauch. Mit seinem Bezug auf den so genannten „Denkstil einer Zeit“ griff er einer Debatte vor, die in der germanistischen Sprachwissenschaft erst kurz vor der Jahrtausendwende eingesetzt hat⁹ und in der es dann nicht mehr nur um die ästhetische oder sozial-pragmatische Perspektive von ‚Stil‘ ging, sondern auch um die kognitive: Stil als eine bestimmte Art des Sehens auf die Welt.¹⁰

Explikation: Fleck

Nun war der Begriff des ‚Denkstils‘ aber bereits 1935 als wissenschaftliche Kategorie eingeführt worden. Er stammt von dem polnischen Biologen, Mediziner, Wissenschaftssoziologen Ludwik Fleck, geboren 1896 in Lemberg, heute Lviv (das damals von einem ausgesprochen interdisziplinärem Klima geprägt war), gestorben 1961 in Nes Ziona (*Nīs Tsiyūnā*) in Israel. Fleck war Mediziner, er arbeitete auf dem Gebiet der Mikrobiologie und Serologie und war führender Typhusspezialist in Europa, außerdem aber auch Wissenschaftstheoretiker. Aus der Beobachtung seiner eigenen Forschungstätigkeit, v. a. im Labor, in den jeweiligen Wissenschaftlergruppen, mit denen er gearbeitet hat, kommt er zu der „These, dass jede wissenschaftliche Tatsache ein historisch und kulturell bedingtes Phänomen sei und nicht einfach vorliegt, sondern sich aus unterschiedlichen [...] Diskursen ergibt“. Der wissenschaftlichen Tatsache „liegt die Erkenntnis zugrunde, dass sie nicht ein Werk einzelner Forscher, sondern Produkt von Denkkollektiven ist.“ (Cholu 2007, 12).

Ein solches Denkkollektiv wird durch einen Denkstil zusammengehalten, der von Fleck als „gerichtetes Wahrnehmen, mit entsprechendem gedanklichen und sachlichen Verarbeiten des Wahrgenommenen“ (Fleck 1980, 130) definiert wird. Der Denkstil lege fest, was innerhalb des

⁸ „Die Textäußerung repräsentiert die Schnittstelle zwischen den im weitesten Sinne kulturellen Wissensbeständen, also dem, was im Sinne der begrifflichen Diskussion als Inhaltsebene von Stil, als Denkstil in Anspruch zu nehmen war, und der Ausdrucksebene sprach-textlicher Primärstrukturen.“ (Lerchner erstmals 1995, dann 2002, 239).

⁹ Angeregt durch Schiewe 1996.

¹⁰ Das wird vielfach zum Synonym für die kognitiven Vorgehensweisen des Menschen (Weiss 2009, 1288).

Kollektivs als wissenschaftliches Problem, evidentes Urteil oder angemessene Methode gelte. Auch was als Wahrheit gelte, könne nur in der stilgemäßen Auflösung von Problemen bestimmt werden. Diese Gedanken stellte Fleck in seiner grundlegenden Arbeit *„Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre von Denkstil und Denkkollektiv“* auch an vielen Beispielen vor. Da das Buch der politischen Umstände wegen in der Schweiz verlegt werden musste und in der Wissenschaftlergemeinschaft während des Zweiten Weltkriegs keine Resonanz mehr finden konnte, blieben Flecks Ideen unbeachtet. Seit 1980 lag der Text wieder vor – textidentisch mit der Schweizer Ausgabe, erschienen bei Suhrkamp, klug kommentiert von den Philosophen Lothar Schäfer und Thomas Schnelle (genauer: Soziologe und Wissenschaftsphilosoph). Während man sich später in der Sprachwissenschaft sehr wohl mit der verwandten Theorie des Paradigmenwechsels von Thomas S. Kuhn (*wörtliche Aussprache*) auseinandersetzte, blieb Flecks Denkstilkonzept unbeachtet. Und dies, obwohl Kuhn selbst im Vorwort auf Fleck hingewiesen hatte, Fleck habe ihm viele seiner Gedanken vorweggenommen, sagte er (1967, 8).

Koinzidenz

Lerchner hatte, soweit ich das seinen Schriften entnehmen kann, keinerlei Kenntnis von der Denkstilkonzeption Ludwik Flecks. Umso beeindruckender, dass er unabhängig davon die Idee des ‚Denkstils einer Zeit‘ gefunden und in die Sprachwissenschaft eingebracht hat. So führte er einen Begriff ein, den es zwar in der Wissenschaftstheorie schon gab, der aber bis dahin in sein Fach, die germanistische Sprachwissenschaft, nicht vorgedrungen war. Wenn heute über Ludwik Flecks Denkstilkonzept eine heftige Diskussion quer durch die Fächer geführt wird, hätte sich – da bin ich mir sicher – Gotthard Lerchner mit Lust beteiligt. Ich tue ihm also keinen Zwang an, wenn ich jetzt auf meine Ausgangsszene zurückkomme und mir vorstelle, wie es wäre, wenn Ludwik Fleck und Gotthard Lerchner auf einem Schiff gesessen hätten, in friedlichen Zeiten wohlgemerkt, mit viel Muße für eine ausführliche Auseinandersetzung. Was hätten sich die beiden mit ihrem gemeinsamen Interesse am Denkstil zu sagen gehabt?

Wenn ich mich das frage, ist mir natürlich klar, dass es kein erzwungenes Gleichsetzen der beiden Auffassungen geben darf. Sie kommen aus ganz unterschiedlichen Arbeitsbereichen und sind von verschiedenen Theorien und Fragestellungen geleitet: der Mediziner Fleck, erkenntnistheoretisch-wissenschaftssoziologisch interessiert, untersucht den medizinisch-naturwissenschaftlichen Diskurs. Dem Sprachwissenschaftler Lerchner dagegen, linguistisch-semiotisch interessiert, geht es um die Besonderheiten literarischer Texte. Was hat Flecks Vorstellung vom ‚Denkstil als Sinnsehen‘ mit dem ‚Denkstil einer Zeit‘ von Lerchner und was hat das alles mit

Sprache zu tun? Dem will ich nun in vier Schritten nachgehen. Ich versuche, das Übereinstimmende der beiden Auffassungen an vier Punkten zu zeigen. Ich beginne jeweils bei Fleck und komme dann zu Lerchner.

Engführung

1. Merkmal: Formung des Denkens und Formung der Sprache

Die Perspektiven der beiden Wissenschaftler sind entgegengesetzt: Fleck kommt vom Denken zur Sprache, Lerchner von der Sprache zum Denken. Im Kern sind sich aber sehr nahe, wie ich nun zeigen möchte.

Flecks Nachdenken über wissenschaftliches Handeln setzt bei der Gestaltung des Denkens an, nicht beim Resultat des Denkens, nicht bei der Sprache. Es seien nicht an erster Stelle die Wörter, so sagt er ausdrücklich, und ihre Verknüpfungen, die den Denkstil ausmachen, sondern es seien „ein bestimmter Denkwang“ und „das Bereitsein für solches und nicht anderes Sehen und Handeln“ (Fleck 1980, 85). (Im Anschluss daran freilich wendet er sich, wenn auch unsystematisch, sprachlichen Phänomenen zu.)

Lerchner hingegen würde im Gespräch beim Gebrauch der Sprache ansetzen – das ist sein Metier – also beim Stil. Stil habe, so sagt er, kommunikativen Charakter und – sozial gesehen – eine kommunikative Funktion. Das zwingt dazu oder lege es doch zumindest nahe, auch beim Stil „von Inhalts- und Ausdrucksebene“ auszugehen, d. h. zu berücksichtigen, dass die Gegebenheit der Form mit einem Inhalt verknüpft ist. Diese Verknüpfung sieht er bei Artefakten verschiedenster Art (die schon genannten), deren Inhaltsebene gelegentlich als *Denkstil* einer Zeit [...] benannt wird“ (Lerchner 2002, 289). Wir sollten dazu kommen, sagt er, auch der Organisation von Weltansicht und Weltwissen einer Zeit Stil zuzugestehen (ebd.). Damit ist er auf dem Weg über die Sprache bei Fleck angekommen.

Wir sehen also: Fleck fragt, wie wir denken, und kommt dann zur Sprache. Lerchner fragt, wie wir sprechen, und kommt von da zum Gedachten.

2. Merkmal: Gruppenaspekt, Kollektiv

Flecks Theorie ist auch deshalb so anregend, weil er meint, dass der kognitive Prozess der Erkenntnisfindung nur kollektiv möglich ist und daher von sozialen, kulturellen und historischen Faktoren bestimmt wird. Menschen gelangen in Gruppen, in so genannten „Denkkollektiven“, zur Erkenntnis (Fleck 1983, 87ff.). Fleck hat dabei Wissenschaftlergruppen im Blick, die sich in ihrer Art zu denken, ihren Denkstilen, einig sind und in diesem gemeinsamen Stil zu Erkenntnissen gelangen. „Jedes Wissen [von welcher Gruppe auch immer

gefunden U. F.] hat seinen eigenen Gedankenstil mit seiner spezifischen Tradition und Erziehung“ (ebd., 48).¹¹ Anders gesagt: Mit Denkstil sind die Probleme, Grundannahmen, Theorien, Methoden und Darstellungsweisen (also auch die Sprechweise, der Sprachstil) gemeint, die eine solche Gruppe als verbindlich und richtig annimmt. Sie kann sie aber auch entwickeln und verändern. Es sind nach Fleck „stilvolle Wirklichkeiten, die auf ernster, langer Auseinandersetzung großer Gruppen [...] aufgebaut sind [...] Sie entstehen, blühen, dauern, verkümmern“ (Fleck 1983, 49).¹² Denkstile müssen demnach zeittypisch¹³ und kulturell-sozial geprägt sein – als Denk- und Sprachformen, über die Kollektive in einer bestimmten Zeit verfügen. Das Denken ist also mehrfach gebunden:

- erstens durch die soziale Gemeinschaft der Wissenschaftler eines Faches
- zweitens durch die sich daraus ergebende kollektiv bestimmte Sicht auf die Probleme
- und drittens durch die Umstände der Zeit, in der sie agieren.

Lerchner hätte gegen diese Auffassung Flecks nichts einzuwenden. Er sieht genau wie Fleck, dass der Mensch seine Erfahrungen, sein Wissen, seine Wertungen und Einstellungen in Gruppen gewinnt. In Gruppen, von denen er jeweils an mehreren – kleineren und größeren – teilhaben kann. Diese Teilhabe, würde Lerchner weiter sagen, drückt sich in deren Sprachgebräuchen aus. „Das auf diese Weise geprägte [...] kommunikative Können gehört zu den sozialen Dispositionen“ des Menschen (Lerchner 2002, 101f.) und hat Einfluss auf sein Sprachhandeln.

¹¹Mit Bezug auf den Soziologen Gumpłowicz sagt er: „Was im Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern seine soziale Gemeinschaft. Die Quelle seines sozialen Denkens liegt gar nicht in ihm, sondern in der sozialen Umwelt, in der er lebt“ (Fleck 1980, 63).

¹² „Jedes Wissen hat seinen eigenen Gedankenstil mit seiner spezifischen Tradition und Erziehung. In beinahe unendlichem Reichtum des Möglichen wählt jedes Wissen andere Fragen, verbindet sie nach anderen Regeln und zu anderen Zwecken. Mitglieder differenter Wissensgemeinschaften leben in eigener wissenschaftlicher auch beruflicher Wirklichkeit.“ (Fleck 1983, 48).

¹³ „Als konzeptionelle Instrumente [...] prägt er [Fleck, U.F.] die Begriffe des *Denkkollektives* und des *Denkstils*. Ersterer bezeichnet die soziale Einheit der Gemeinschaft der Wissenschaftler eines Faches, letzterer die denkmäßigen Voraussetzungen, auf denen das Kollektiv sein Wissensgebäude aufbaut. Dahinter steht das epistemologische Konzept, daß Wissen nie an sich, sondern immer nur unter der Bedingung inhaltlich bestimmter Vorannahmen über den Gegenstand möglich ist. Diese Annahmen sind nach Fleck nicht a priori, sondern nur als soziologisches und historisches Produkt eines tätigen Denkkollektivs verständlich zu machen.“ (Schäfer/Schnelle 1980, XXV; Hervorh. im Orig.)

„Jedes ‚Wissen‘ bildet folglich seinen eigenen ‚Gedankenstil‘ aus, mit dem es Probleme begreift und auf seine Zwecke ausrichtet. Die Problemwahl aber determiniert die ihr spezifische Sichtweise bei der Beobachtung des Gegenstandes [...] Aber nicht nur das Erkennen ist an dessen kulturelle und soziale Voraussetzungen gebunden, umgekehrt wirkt es auch auf die soziale Wirklichkeit zurück: Ist es das Produkt einer an langlebende Gruppen gebundenen Tätigkeit, folgt es wie die soziale Organisation seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten, setzt dadurch den an ihm beteiligten Menschen Grenzen ihrer weiteren Erkenntnistätigkeit. (ebd., XXIIIf.).

Wie aber bestimmt Lerchner die Gruppe? Das Wissenschaftlerkollektiv ist es nicht, woran er denkt. Er hat vielmehr mit Bezug auf Rudolf Große (1994) die Konsozia im Blick (vgl. dazu 349f.), d. h. die Zugehörigkeit von Sprachteilnehmern zu sozial bestimmten größeren und kleineren Gruppen, die auch geprägt sind durch ihr jeweils spezifisches Sprachverhalten und die miteinander vernetzt sein können.

„Wie die moderne Gesellschaft ist auch das sprachliche Consozium vielfältig gegliedert; dabei besteht eine Vernetzung innerhalb dieser Strukturen, aber auch Integration des Einzelnen in mehrere Teilstrukturen und die Möglichkeit des Übergangs von einer in eine oder mehrere andere ergeben sich häufig.“ (Große 1994)

Fazit zu Punkt 2: Beide – Fleck und Lerchner – sehen den Gruppenbezug als konstitutiv für geistig-sprachliche Leistungen an. Fleck hat dabei die aktuelle/konkrete Leistung des überschaubaren Wissenschaftlerkollektivs vor Augen, Lerchner dagegen die Regeln, Normen, Muster, die einer gesellschaftlichen Gruppe für ihr bestimmtes Sprachverhalten gegeben sind. Dass Lerchner literarische Texte untersucht, macht die Sache verwickelter; denn eine von deren Besonderheiten, so hätte Lerchner Fleck erklärt, besteht gerade darin, Gruppennormen irgendeiner Art zu sprengen, was freilich die Kenntnis dieser Normen beim Rezipienten voraussetzt, sonst bemerkte er den Widerspruch gar nicht.

3. Merkmal: Gestalt

Beide – Fleck wie Lerchner – haben einen gestalttheoretischen Hintergrund. In dieser Hinsicht würden sie sich schnell einigen, sofern sie gegenseitig akzeptieren, dass der andere sich einen jeweils anderen Aspekt dieser Theorie gewählt hat. Den Denkstil „charakterisieren gemeinsame Merkmale der Probleme, die ein Denkkollektiv interessieren; der Urteile, die es als evident betrachtet; der Methoden, die es als Erkenntnismittel anwendet“ (Fleck 1980, 130). Diese Aussage Flecks impliziert, dass wir beim Erkennen unter gegebenen Problemen wählen, nämlich danach, welches für das Denkkollektiv von Interesse ist. Es findet also gerichtetes Wahrnehmen statt. Das ist für Fleck wesentlich. Es heißt bei ihm: „Solche Bereitschaft für gerichtetes Wahrnehmen macht [...] den Hauptbestandteil des Denkstils [...] aus.“ (Fleck 1980, 121)¹⁴ Das bedeutet, so Fleck an anderer Stelle, „[...] dass wir mit dem Erwachen der Bereitschaft, bestimmte Gestalten wahrzunehmen, die Fähigkeit verlieren, anderes wahrzunehmen“ (Fleck 1983, 149), dass wir also, wenn wir das eine in den Blick nehmen, das andere notwendigerweise ausblenden müssen. Denkstil ist für Fleck „das Bereitsein für solches und

¹⁴ Er fährt fort: „Im Gegensatz dazu ist das unklare anfängliche Sehen stillos: verworrene, chaotisch zusammengeworfene Teilmotive verschiedener Stile, widersprechende Stimmungen treiben das ungerichtete Sehen hin und her: Streit der gedanklichen Gesichtsfelder“ (Fleck 1980, 121).

nicht anderes Sehen und Handeln“ (Fleck 1980, 85). Das entspricht der Vorstellung von der Kippfigur, die durch Änderung von Blickwinkel und Perspektive des Betrachters in ein anderes Bild „umkippen“ kann. Welche von den zwei möglichen Gestaltganzheiten, die eine Figur anbietet, man wählt, kann in Flecks Perspektive den Gang der Wissenschaft beeinflussen; denn sie bestimmt jeweils, welche Tatsachen eines Phänomens erkannt werden können und welche nicht. In dem erkenntnistheoretischen Kontext Flecks spielen Denkfiguren, z. B. Metaphern, eine große Rolle. So nennt er die Metaphern vom *Leben als Bach/Strom* und vom *Leben als Feuer*.

„In diesem Fall wäre das Leben, d. h. der Stoffwechsel [...] nicht die Verbrennung; es fände dann ein symbolisches Bild, z. B. in einem Bach oder Strom.“ (Fleck 1983, 102)

„Das Wort ist das lebendige Bild des Gegenstandes [...] Der Glaube an eine Analogie von Feuer und Leben [...] ist eine Vision des Denkkollektivs, von der sein Geistesleben so tief erschüttert wurde, dass man sie nicht mehr verwerfen kann.“ (Fleck 1983, 103)

Auch wenn ich hier nicht näher darauf eingehen kann, ist sicher einleuchtend, dass das Ausblenden der einen und die Wahl der anderen Bildvorstellung das Nachdenken über das Phänomen ‚Leben‘ in andere Bahnen lenken wird. Lerchner könnte das lexikologisch erklären. Dazu komme ich später.

„Die Psychologie lehrt, dass jede Wahrnehmung vor allem das Sehen irgendwelcher Ganzheiten ist, man aber ihre Elemente erst danach sieht. Manchmal können sie sogar unerkannt bleiben.“ (Fleck 1983, 149)

Bei dieser Einsicht der Gestaltpsychologie, eben der, dass Ganzheiten andere Eigenschaften haben, als sie sich aus der Summe der Eigenschaften ihrer Teile ergäben, setzt Lerchner an. Bei der Kategorie ‚Gestalt‘, auf die er sich bezieht, geht es um genau diese Vorstellung und darum, – jedenfalls für Lerchner –, dass eine solche Ganzheit einen – stilistischen – Sinn hat. Ein Artefakt bekommt eine bestimmte Formung, die auf eine bestimmte Wahrnehmung, ein bestimmtes Sinn-Sehen, zielt. Stil lenkt so unser Sehen und damit auch unser Denken.¹⁵

¹⁵ „Wenn die Gemeinschaft groß genug ist, und über viele Jahre in gleichmäßiger Stimmung verharret, erzieht sie ihre selbst nicht an einer Stelle konzentrierten Teilnehmer, schafft Solidarität und das Vertrauensgefühl der Mitglieder zueinander. Sie werden dieselben charakteristischen ganzheitlichen Gestalten sehen, sie werden an die Dogmen der kollektiven Weltanschauung glauben, sie werden ausschließlich in den Kategorien eines bestimmten Stils denken. Denn das, ‚was im Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern seine soziale Gemeinschaft‘ (Gumpłowicz). Die Handlungsweise der Mitglieder, ihre Taten und die ganze Lebensgrundlage werden aus dem gemeinschaftlichen Zwang hervorgehen: Der Stil wird sich nach außen in einer gemeinsamen Sprache und gemeinsamen Institutionen, ähnlicher Kleidung, Häusern, Werkzeugen usw. realisieren.“ (Fleck 1983, 170)

„Die stilistische Relevanz der sprachlichen Elemente [...] ergibt sich, wenn man die grundsätzliche Textgebundenheit des Stilistischen für verbindlich hält, aus der textstilistischen Ganzheit, sie kommt ihnen nicht ‚an sich‘ und von vornherein zu, sondern unterliegt den spezifischen Konditionen der konkreten (einzelnen) Äußerung.“ (Lerchner 2002, 92f.)

Nichts, kein sprachliches Mittel, ist für sich allein, von vornherein festgelegt, das geschieht erst im Kontext der Textganzheit.

Fazit: Beide – Fleck und Lerchner – betrachten Stil, sei es der Denkstil, sei es der Sprachstil, als Phänomen der Wahrnehmung von Ganzheiten und ihrer Teile.

4. Merkmal: Sprache

Von Bedeutung ist für Fleck auch (wenn auch nicht an erster Stelle), dass das ‚Sinn-Sehen‘, also das Erkennen als gerichteter Prozess nur „in Abhängigkeit von seiner jeweiligen sprachlichen Form gedacht [werden]“ (Fehr 2005, 27) und auch nur so mitgeteilt werden kann. Lerchner könnte hier ergänzen, dass die Sprachwissenschaft es mit ihren Kategorien, v. a. ‚Wort‘, ‚Text‘, ‚Varietät‘, ‚Stil‘, und ‚Metapher‘/‚Bildfeld‘, ‚Fachwort‘, ‚Terminus‘, ermöglicht, das Sprachliche, also das Wahrnehmbare eines Denkstils zu erfassen, zu beschreiben und zu erklären. Nehmen wir als ein Beispiel die Metapher und betrachten wir, was Fleck und was Lerchner dazu zu sagen hätten. Fleck betrachtet das Bildlich-Metaphorische im *kognitiven Sinne*. Bilder interessieren ihn nicht als rhetorische Elemente, sondern als Mittel des Erkennens. Dieser auch in der Sprachwissenschaft höchst aktuelle Gedanke ist ein konstitutives Element der Denkstilvorstellung. Auch die Metapher fokussiert und blendet gleichermaßen aus (Lakoff/Johnson 2003).

Diesem Gedanken, der auch in der Sprachwissenschaft Gemeingut geworden ist, würde Lerchner unbedingt zustimmen. Zusätzlich könnte er aber noch die umgekehrte Sehweise anführen: Während bei Fleck klar wird, dass Bilder Angelegenheit des Denkens sind, könnte Lerchner darauf hinweisen, dass Bilder auch eine Angelegenheit der Sprache sind. Auch die sprachliche Seite der Bilder hat etwas zu sagen. Einen Zugang dazu findet man in der Bildfeldtheorie. Wie in der Wortfeldtheorie Wörter in ihren Bezügen betrachtet werden, können, so die Bildfeldtheorie, analog dazu sprachliche Bilder in ihren Bezügen betrachtet werden. So erschließt man sich, wie „spezifische Bildfelder“ und „Bildfeldrelationen“ (Liebert 2002, 775) etabliert sind, die bei Nennung eines Wortfeldes aufgerufen werden. Wenn Fleck (1980, 149) „Vergleiche“ wie *Wirtschafts-Organismus* (Ökonomie) und *Zellstaat* (Biologie) verwendet, dann eröffnet sich vor uns ein ganzes Wort- und Bildfeld und mit ihm bestimmte Denkmöglichkeiten. Diese Möglichkeiten werden im Fall *Organismus* mit den folgenden

Wörtern ausgedrückt: *wachsen, sich entwickeln, sich fortpflanzen, wuchern, verkümmern, sterben*. Beim Wort *Zellstaat* (Biologie) assoziiert man lexikalisch und bildlich alles, was mit *Staat* zusammenhängt: *politische Ordnung, Territorium, Land, Grenzen, Verfassung, Politik, Macht, Souveränität, Staatsvolk, Regierung* usw. und man überträgt diese politischen Vorstellungen auf den biologischen Bereich – ein Vorgang, der neue Denkwege eröffnen kann. Fleck und Lerchner erörtern dann auch Metaphern, die es für die Benennung der Sprache gibt, wie z. B. Sprache als *Organismus*, als *Werkzeug*, als *Schlüssel* zur Welt, als *Brücke* zum anderen, und sie überlegen, welche Denkwege dadurch eröffnet werden.

Für beide haben Bilder das Vermögen, den Leser dazu zu bringen, Erfahrungen und Wissen zu aktivieren und Kreativität in Gang zu setzen. Nur sieht Fleck die Bildverwendung im wissenschaftssprachlichen Gebrauch und Lerchner im literarischen.

In dem Zusammenhang könnte es sich Lerchner zum Schluss vielleicht nicht versagen, auch einmal auf seine, die literarischen Texte zu sprechen zu kommen. Bisher waren ja immer, wie es bei Fleck nicht anders zu erwarten ist, Wissenschaftstexte im Blick. Er könnte Fleck fragen, ob er vielleicht den Schriftsteller Fritz Mauthner kenne. Der habe ja eine völlig andere Bildvorstellung von Sprache entwickelt: nämlich das pessimistische Bild der Sprache als ein verrostetes Röhrensystem. Die gemeinte Textstelle lautet:

Zwar hat auch die Stadt wie die Sprache ihre Gasröhren, die ein vergiftetes Licht in alle Kammern treiben, die Bleiröhren, die ein verseuchtes Wasser in alle Küchen liefern, die Kanäle, die den Unrat der Million in schöner Symmetrie zu dem oberirdischen Leben munter unter der Erde weiterplätschern lassen nach neuen Gebieten der kommenden Menschheit, den Riesefeldern. Aber Kohlendunst, Sumpfwasser und Dünger sind noch nicht überall Gemeingut. Der Steuerexekutor steht am Hahn und verlangt Geld. Da ist die Sprache eine weit lustigere Sache. Um es grell auszudrücken: In ihren verrosteten Röhren fließt durcheinander Licht und Gift, Wasser und Seuche und spritzt umsonst überall aus den Fugen, mitten unter den Menschen; die ganze Gesellschaft ist nichts als eine ungeheure Gratiswasserkunst für dieses Gemengsel, jeder einzelne ist ein Wasserspeier, und von Mund zu Mund speit sich der trübe Quell entgegen und vermischt sich trüchtig und ansteckend, aber unfruchtbar und niederträchtig [...]. (Fritz Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache, Bd. I, 27)

Nachdem sie sich darüber ausgetauscht haben, beginnt Lerchner, Fleck die Besonderheiten der literarischen Sprache gegenüber der wissenschaftlichen anzusprechen – mit ihrer ganz anderen und doch verwandten, weil ebenfalls schöpferischen Art der Weltwahrnehmung.¹⁶ Das

¹⁶ In diesem Text ist die Bildlichkeit besonders dicht. Man kann sagen: Der Text ist das Bild. Genaugenommen geschieht weiter nichts, als dass ein Bild (die Stadt) entfaltet und jedes Element dieses Bildes dazu genutzt wird, den Vergleichsgegenstand (die Sprache) möglichst zutreffend und anschaulich in der gewünschten Perspektive darzustellen.

wiederzugeben wäre aber ein ganz anderes Kapitel. Daher schließe ich jetzt ab. Das Gespräch zwischen den beiden – Fleck und Lerchner – ist beendet. Sie verlassen das Schiff. Vielleicht findet sich aber wieder einmal eine Gelegenheit für ein Gespräch, in dem Lerchner – nun mit Rückgriff auf Roman Jakobson – die besonderen Eigenschaften literarischer Texte ausführlich erklären kann.

Literatur

Cassirer, Toni (2003): Mein Leben mit Ernst Cassirer. Hamburg.

Choluj, Bozena; Joerden, Jan C. (2007) (Hrsg.): Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Frankfurt am Main. Berlin.

Fehr, Johannes (2005): Vielstimmigkeit und der wissenschaftliche Umgang damit. Ansätze zu einer Fleckschen Philologie. In: Rainer Egloff (Hrsg.): Tatsache – Denkstil – Kontroverse: Auseinandersetzungen mit Ludwik Fleck. Collegium Helveticum Hefte, Nr. 1, S. 33–45.

Fix, Ulla: Denkstile und Sprache. Die Funktion von ‚Sinn-Sehen‘ und ‚Sinn-Bildern‘ für die ‚Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache‘. Online verfügbar unter: <https://home.uni-leipzig.de/fix/Fleck.pdf>.

Fix, Ulla (2014): Denkstile, Metaphern und wissenschaftliches Schreiben. In: Specht, Benjamin (Hrsg.): Epoche und Metapher. Systematik und Geschichte kultureller Bildlichkeit. Berlin/Boston, S. 42-58.

Fix, Ulla (2015): ‚Gestalt‘ – Eine Denkstil-Figur der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts. Rückblick in Beispielen. In: aptum 3/2015, S. 289-304.

Fix, Ulla (2015): undefinierte Grundbegriffe. Zum Umgang mit (bisher unhinterfragten) Denkformen. In: Roth, Kersten Sven u. a. (Hrsg.): Sprache, Universität, Öffentlichkeit. Festschrift für Jürgen Schiewe. Bremen, S. 125-133.

Fleck, Ludwik (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre von Denkstil und Denkkollektiv. Mit einer Einleitung herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt am Main (Erstausgabe 1935).

Fleck, Ludwik (1983): Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Mit einer Einleitung herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt am Main.

Rudolf Große: „Der Einzelne in der sprachlichen Gemeinschaft. Sprachsoziologische Überlegungen zum Verhältnis von Individuum und Consozium“. Vortrag am 14.01.1994 in der Sächsischen Akademie der Wissenschaften Leipzig.

Hjelmslev, Louis (1974): Aufsätze zur allgemeinen Sprachwissenschaft. Stuttgart.

Hoyningen-Huene (1997): Thomas S. Kuhn. In: Journal for General Philosophy of Science 28, Kluwer Academic Publishers. Printed in the Netherlands, S. 235-256.

- Jakob, Karlheinz (2000): Sprachliche Aneignung neuer Medien im 19. Jahrhundert. In: Kallmeyer, Werner (Hrsg.): Sprache und neue Medien. Berlin. New York, S. 105-124.
- Kuhn, Thomas S. (1978): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main (Erstausgabe 1962).
- Langen, August (1954): Der Wortschatz des deutschen Pietismus. Tübingen.
- Lerchner, Gotthard (2002): Schriften zum Stil. Hrsg. von Barz, Irmhild; Fix, Ulla, Schröder, Marianne. Leipzig.
- Lerchner, Gotthard (2002): Stilwandel. In: Lerchner: Schriften zum Stil, S. 284-306.
- Lerchner, Gotthard (2002): Stilistische Solidaritäten. Stilgeschichte zwischen Literatur- und Sprachhistoriographie. In: Lerchner: Schriften zum Stil, 308-324
- Lerchner, Gotthard (2002): Kultursemiotische Aspekte textuell erzeugter ästhetischer Ikonizität. In: Lerchner: Schriften zum Stil, S. 343-354.
- Mauthner, Fritz (1923): Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Band I. Leipzig.
- Möbius, Friedrich (1984) (Hrsg.): Stil und Gesellschaft. Ein Problemaufriss. Dresden.
- Möbius, Friedrich (1987): Wägende Gruppierung als Gleichnis feudaler Herrschaftsstruktur. Beobachtungen zum Analogieschluss in der Kunstgeschichte. In: Möbius, Friedrich; Schubert, Ernst (Hrsg.): Skulptur des Mittelalters. Funktion und Gestalt. Weimar, S. 453-480.
- Müller, Wolfgang G. (2009): Epochenstil/Zeitstil. In: Fix, Ulla; Gardt, Andreas; Knappe, Joachim (Hrsg.): HSK Rhetorik und Stilistik. Berlin. New York, S. 1271-1285.
- Posner, Roland (1991): Kultur als Zeichensystem. In: Assmann, Aleida; Harth, Dietrich (Hrsg.): Kultur als Lebenswelt und Monument. Frankfurt am Main, S. 37-74.
- Schiewe, Jürgen (1996): Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch. Tübingen.
- Sengle, Friedrich (1971/1972/1980): Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1915-1848. Bd.I, Bd.II, Bd.III. Stuttgart.
- Staiger, Emil (1961): Das Problem des Stilwandels. In: Euphorion 4. Folge, 55. Band. Heidelberg 1961, 3. Heft, S. 233.
- Weiss, Burghard (2009): Stile wissenschaftlichen Denkens. In: Fix, Ulla; Gardt, Andreas; Knappe, Joachim (Hrsg.): HSK Rhetorik und Stilistik. Berlin. New York, S. 1285-1299.